Das Soldatische

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Soldat : Monatszeitschrift für Armee und Kader mit FHD-Zeitung**

Band (Jahr): **16 (1940-1941)**

Heft 33

PDF erstellt am: **24.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-712659

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Das Soldatische

Der soeben vom Armeekommando, Generaladjutantur, Sektion Heer und Haus, herausgegebenen Betrachtung «Das Soldatische im Weltbild von morgen», von Oberst Edgar Schumacher entnehmen wir mit Erlaubnis des Verfassers das nachstehende Kapitel, welches u. a. die Einstellung des Schweizers zum Soldatischen mit bemerkenswerter Klarheit darlegt.

In diese Welt neuer Ansprüche, neuer Lebensbedingungen, härterer Forderung und größern Verzichtes wird auch ein Mensch von neuem Wesen gehören. Nicht zwar, als ob irgendeine Aenderung der menschlichen Natur hier vorstellbar wäre. Es handelt sich einzig um eine neue Ordnung und Betonung der im Menschen tätigen Werte und Kräfte. Die Einstellung zum Geschehen in Staat und Welt, wie sie die bisherige Ordnung kennt, wird nicht mehr genügen. Es bedarf einer ganz besondern Haltung, um die neuen Bedingungen zu bestehen, sie nicht einfach als eine Belastung, sondern als eine Grundlage zu neuer Tat und neuem Fortschreiten zu erfassen und aus Ihnen das bestmögliche zu gestalten.

Nicht irgendeine neue Menschheit kann die Gegenwart und die nächste Zukunft schaffen. Aber sie kann und wird den Menschen veranlassen, seine Fähigkeiten neu zu prüfen und jenen Standpunkt zu gewinnen, von dem das Handeln in der Welt von morgen auszugehen hat. Den Menschen, immer unter der Voraussetzung, daß er gewillt ist, auch dieses Morgen mit Ehren zu bestehen und sich durch das, was drohend oder hemmend im Wege ist, nicht schrecken zu lassen. Er wird seine Kräfte für diesen zukünftigen Kampf mobil machen und ihren vorteilhaftesten und erfolgverheißenden Einsatz vorbereiten. Diese besondere Haltung, mit der der Mensch dem Morgen entgegengeht, scheinen wir am umfassendsten und am deutlichsten zu bezeichnen, wenn wir sie die soldatische nennen.

Man muß, sobald man diesen Ausdruck im Zusammenhang mit schweizerischen Dingen braucht, immer weit ausholen. Denn der Schweizer hat — es ist auf den ersten Blick sehr erstaunlich — im ganzen einen sehr hilflosen und eigentlich primitiven Begriff vom Soldatischen. Das ist verwunderlich, wenn wir auf die Vergangenheit zurückblicken; aber es ist doch auch sofort deutbar, wenn wir diese Vergangenheit genauer erwägen: *sie war kriegerisch, aber sie war nie soldatisch.* Das Kriegerische feiert im Fortgang der Schweizergeschichte große Triumphe; das Soldatische kommt einzig bei den Schweizern in fremden Diensten zu überzeugendem Ausdruck.

Ganz zuinnerst empfindet der Schweizer ein gewisses Unbehagen am Soldatischen und er sucht jede Gelegenheit, um das Kriegerische an seine Stelle zu rücken. Das zeigt sich schon darin, daß er das Soldatische gern bei seinen allereinfachsten Aeußerlichkeiten zu verstehen sucht: der Soldat ist ihm vor allem der Mann, welcher irgend auf einem Exerzierplatz Gewehrgriffe übt. Und weil er das nicht gern mag, so begegnet er dem, was sich soldatisch nennt, gern mit einem kleinen Mißtrauen. Er läßt es durchaus als notwendig gelten; aber es bleibt ihm doch immer in einigem Sinn ein notwendiges Uebel, und es ist daher nur in sehr bescheidenen Grenzen tragbar. Das hindert gar nicht, daß er in allem Ernst bereit ist, im gegebenen Augenblick sich zum völligen Einsatz für die Sache des Landes bereit zu halten. Nur möchte er, wenn es irgend geht, diesen Einsatz nicht auf dem Weg über das Soldatische, sondern auf dem alten erprobten Wege des Kriegerischen leisten.

Es geht aber nicht. Und das ist der Grund, warum man bei uns, so wenig gern es gehört wird, von diesen Dingen reden muß. Denn an schönen Illusionen verderben, ist genau so tödlich, wie an häßlichen Realitäten zugrunde gehen. Wir müssen, willig oder unwillig, zugestehen, daß die nahe Zukunft um den Begriff des Soldatischen nicht herumkommen wird, daß er vielmehr nach aller Wahrscheinlichkeit ihr sehr betont sein Gepräge geben wird. Daß also dort, wo das Soldatische fehlt oder verkannt wird, von Anfang an große Behinderungen für die Gestaltung dieser Zukunft vorliegen, daß seine Pflege aber, oder auch schon das Verständnis für seine Besonderheit einen soliden Grund bildet für den Aufbau alles Künftigen.

IM DIENSTE DER HEIMAT

Erzählung aus der gegenwärtigen Grenzbesetzung von Fw. Eugen Mattes

(48. Fortsetzung)

«Eigentlich müßte ich Ihnen dankbar sein», lachte Trudy, «denn wäre das alles nicht passiert, wäre ich nicht in Ihr Haus gekommen und dadurch um manche Freude ärmer geblieben, die mir dort sicher wartet. Aber», fuhr sie, den Drohfinger erhebend, fort, «fassen Sie das nicht als Ermunterung zu neuen Streichen auf.»

Beide lachten und damit verschwanden auch die letzten Wolken, die ihr gutes Einvernehmen getrübt hatten.

«Nun aber, Herr Gerber, sorgen Sie dafür, daß Sie bald Urlaub bekommen. Ihre Frau sehnt sich fast krank nach Ihnen und hat in diesem Zustand viel Liebe nötig. Warum aber wollten Sie auch gleich verzweifeln, wenn Ihnen Gott ein weiteres Kindlein schenkt...? Wohl weiß ich, daß es in der heutigen, schweren Zeit keine Kleinigkeit ist, eine solche Familie zu erhalten, aber es liegt bestimmt auch viel Segen in dieser Aufgabe. Sehen Sie, das ist die Krankheit unserer Zeit, daß niemand mehr den Mut aufbringt, eine gesunde Familie zu erhalten. Alle fürchten die materielle Sorge, wenige sind bereit, ein Opfer auf sich zu nehmen. Wie aber will der Staat sich auf die Dauer halten, wenn die gesunde Familie immer mehr ausstirbt...? Die Zeit, die kommt, wird schwer sein und manche Not im Gefolge haben, und wie gut ist es, wenn man sich bescheiden und in alles fügen kann? Die Einzelkinder aber, die nie ihre Sachen mit Bruder oder Schwester teilen mußten, wo wollen sie lernen, Opfer zu bringen...? Und wer weiß, ob nicht eines Ihrer Kinder berufen ist, Großes an der Menschheit zu vollbringen...?

Darum blicken Sie mutig in die Zukunft. Es kommt sicher der Tag, der Ihre Mühe lohnen wird. Soll es mir einmal beschieden sein, einen rechten Mann zu bekommen, so möchte auch ich eine Stube voll Kinder haben, denn sollen wir auf das erste Recht, das Gott den Menschen gab, verzichten, weil wir es nicht verstehen, die Welt so einzurichten, daß wir darin leben können...?»

Trudy hatte sich in einen solchen Eifer hineingesprochen, daß sie gar nicht merkte, daß Mutter Hengartner, von einem Ausgang ins Dorf zurückkehrend, eingetreten war.

«Kind, Du sprichst wie ein Kanzelredner. Schade, daß es diejenigen, die es angeht, nicht hören», lächelte die Mutter.

«Das freut mich aber, daß Sie den Weg in unser Haus wieder einmal gefunden haben, Herr Gerber. Es war recht einsam bei uns in letzter Zeit. Nicht wahr, Sie werden mit uns zunacht essen, es schmeckt uns viel besser, wenn noch jemand mithält.»

«Ich komme ja gerade vom Nachtessen. Ich danke für Ihre freundliche Einladung.»

«Nein, diesmal nehmen wir keinen Korb an», fuhr Trudy dazwischen, «Soldaten haben immer Hunger. Sie dürfen uns diese Freude nicht verderben.»

«Was sagen Sie zu Ihrer künftigen Hausgenossin...? Sie fährt schon recht resolut ins Zeug, nicht wahr...?»

«Ich weiß nicht, ob wir das Opfer annehmen dürfen», antwortete Ruedi auf diese Frage Mutter Hengartners.

Die Berechtigung zu dieser Behauptung holen wir aus der Betrachtung der Geschehnisse dieser Zeit. Sieger und Besiegte, Kämpfende und Zuschauende, die Völker mit diktatorischer, mit monarchischer, mit republikanischer Regierungsform, sie alle bekennen und geben es mit Stolz oder mit Beschämung zu, daß nicht irgendein Vielerlei von Zufällen und Möglichkeiten den Gang des Geschehens bestimmt, sondern eine besondere Form menschlicher Haltung, eine besondere Einstellung zum Handeln wie zum Geschehen. Sie ist unabhängig von den äußern staatlichen Formen, aber sie ist sehr abhängig von der wirksamen Pflege, die von Staates wegen ihr zuteil wird, und sie scheint nur gedeihen zu können, wo ein lebendiges Verhältnis vom Menschen zum Staatswesen vorhanden ist. Man hat ihr ganz allgemein und wie aus der Selbstverständlichkeit heraus den Namen des Soldatischen gegeben.

Wo finden wir es und wie spricht sein Wesen sich aus? Wir finden es bei den Völkern, die im Kriege, sei es in Angriff oder Gegenwehr, kräftig waren und heute noch Kraft beweisen. Wir finden es nicht, wie wir vermuten möchten, als einen Eigenbesitz der Heere; *es gehört ganz ausgesprochen den Völkern in ihrer Gesamtheit an, und vom Volke her scheint sein Wesen auf das Heer überzugehen. Hier erhält es seinen tatkräftigen Ausdruck; aber seine Reserven schöpft es immer wieder aus der Nation.* Das Soldatische ist von einer Eigenschaft des Soldaten zu einer solchen des Menschen schlechthin geworden — deshalb wohl, weil Soldat sein heute, viel nachdrücklicher als einst, ein gewisses Maß menschlicher Vollendung zur Voraussetzung hat.

Hier kommen wir noch einmal auf den Gegensatz zwischen Soldat und Krieger zurück. Krieger sein, ist eine Betätigung, ist der natürliche Ausdruck einer robusten und tatkräftigen Natur. *Soldat sein, ist die Formwerdung einer Welt- und Lebenserfassung, ist Weltanschauung selber. Es gibt keine kriegerische, aber es gibt eine soldatische Weltanschauung.* Und von dieser müssen wir ausgehen, wenn wir die Bedeutung des Soldatischen für den morgenden Tag verstehen und in ihrer Tragweite abschätzen wollen.

Das soldatische Denken ist das Denken um das Wesentliche. Es schließt in sich eine schärfere Wertung der Gegebenheiten. Das Zufällige wird geschieden von dem Notwendigen. Es gibt Dinge, mit denen der Zufall spielen kann, die ich gewinnen oder verlieren mag, ohne daß mein Dasein entscheidend davon beeinflußt wird. Und es gibt andere, die nicht nur mein Dasein bestimmen, sondern denen ich meine Existenz willig unterordne. Es kommt darauf an, zwischen ihnen zu trennen, die einen zu beherrschen und den andern mit ganzer Hingabe zu dienen. Das Soldatische schließt die höchste Freiheit und die äußerste Hingabe gleichermaßen in sich. Es kommt am sichtbarsten zum Ausdruck beim Soldaten selber: weil er *eines* kennt, in dessen Dienste sein persönliches Dasein nur Mittel und Werkzeug ist, daraus schöpft er auch das Recht, den andern Dingen gegenüber sich als Herr zu fühlen. Immer wieder klingt jenes bezwingende Schillerwort auf:

«Der dem Tod ins Angesicht schauen kann,
Der Soldat allein ist der freie Mann.»

Die verzagten Gemüter sehen in den Entwicklungen dieser Zeit vornehmlich die Gefährdung der Freiheit. Und das Gegenteil ist gültig. *Nie war der Gedanke der Freiheit so hoch und so wert wie er in dieser künftigen Zeit sein wird.* Jetzt erst wird seine tiefere Bedeutung uns bewußt, wird uns deutlich, daß er nicht eine Annehmlichkeit, sondern ein höchstes Gut und darum auch eine höchste Verpflichtung ist. Vom Soldatischen ausgehend, wird es uns möglich, zu unterscheiden zwischen der Freiheit und den Freiheiten. Soldat sein, bedeutet, auf die Freiheiten, die den einzelnen erfreuen und beglücken, willig verzichten, sich einordnen einer Pflicht, die mich überall bindet und umschließt. Woher nimmt einer die Kraft, dieses zu leisten? Aus der Liebe zur Freiheit allein, einer Freiheit, die nicht nur sein eigenes armes Wesen betrifft, sondern jenes Ganze, darin er sich in Stolz und Demut als dienendes und unentbehrliches Glied fühlt.

Hier ist es, daß das Soldatische gewaltig über seinen engern Bereich hinausgreift, jeden erfaßt, der in einer größern Gemeinschaft sich einbezogen fühlt, von einer einfachen Stellungnahme zur eigentlichen Weltanschauung wird. Sein kennzeichnendes Merkmal scheint die

---

«Es tut dem Mädchen gut, einen Wirkungskreis zu haben, wo es seine Kräfte einsetzen kann. Schließlich müssen wir alle einander helfen in dieser schweren Zeit und keines darf nebenausstehen. Habt Ihr Soldaten nicht all die Monate her Opfer gebracht für uns ... ? Was tut es, wenn wir auch einmal ein wenig Vaterlandsdienst leisten ... ? »

Während die beiden Frauen draußen in der Küche hantierten, saß Ruedi am warmen Ofen. Wie gut sie doch waren. Mit keinem Wort einen Vorwurf an ihn, seines Verhaltens wegen. Beide waren freundlich, als wäre er gestern abend in vollem Frieden von ihnen gegangen. Ja, sie waren seltene Menschen. Wie froh war er, daß die unerfreuliche Angelegenheit nun ins Reine gekommen war und daß Trudy sich der guten, armen Lysel annehmen wollte. Endlich wieder einmal etwas Sonnenschein, nach so langer Zeit der Trübnis. Aber Lysel wollte er schreiben, sie sollte nicht mehr länger warten müssen.

An diesem Abend saß Ruedi noch lange in der gemütlichen Stube mit den beiden Frauen zusammen und erzählte von Fredys schwerem Schicksal. Trudy liefen die hellen Tränen über die Wangen, als sie Ruedis Erzählung anhörend, erfuhr, wieviel Schweres der Aermste in seinem Dasein erdulden mußte.

Es war schon spät, als Ruedi, den beiden Frauen gute Nacht wünschend, das Haus verließ.

«Wir sehen uns morgen nicht mehr, Herr Gerber, denn ich fahre mit dem Frühzug in die Stadt, um meine neue Stelle anzutreten. Darf ich Grüße von Ihnen ausrichten ... ? »

«Gewiß, freundliche Grüße an Lysel und die Kleinen. Morgen werde ich schreiben.»

«Und bald heimkommen, Herr Gerber, nicht wahr ... ? » rief Trudy dem Davoneilenden nach, der rasch im Dunkel verschwand.

Als Ruedi knapp vor dem Zimmerverlesen ins Kantonnement huschte, hörte er schon von weitem die Stimme des kleinen Müller, der wieder eins über den Durst getrunken hatte und das große Wort führte. Sein Dispensationsgesuch war bewilligt und morgen konnte er abreisen. Er fand nicht genug der Worte über die Notwendigkeit seiner Anwesenheit im Geschäft und die Wichtigkeit seines Postens. Aber keiner bedauerte den Abgang dieses Drückebergers und jeder war im stillen froh, wenn er ging. Ruedi mochte ihn seit jener Nacht bei Bardinis nicht mehr leiden und ging ihm aus dem Wege, wo er konnte.

Es ging schon tief in den März hinein, als der Föhn, den nahen Frühling verkündend, ins Tal brach. Mächtig kam er daher, schüttelte die dunkeln Bergtannen aus ihrem Winterschlaf, pfiff durchs weite Riet und orgelte um die Hausecken. Von allen Dächern begann es zu tropfen, unter der schmelzenden Schneedecke murmelten die Bächlein zu Tal. Ueber die Felsen und Berghänge donnerten die Lawinen und zum Greifen nahe schienen die schweigenden Gipfel. Der Frühling kam.

An einem solchen Tage saß Ruedi mit seinen Kameraden vor dem Hotel «Thurgovia» in der warmen Mittagssonne. Gar lange hatte sich das goldene Tagesgestirn nicht mehr über die Berge zu erheben vermocht, um seine wärmenden Strahlen ins Dorf zu senden. (Fortsetzung folgt.)

Hingabe an eine Sache, die jenseits der Ansprüche des Persönlichen liegt. Hier begegnet sich die soldatische Welterfassung mit der religiösen, mit jeder im hohen Sinne ethischen. Ihr Besonderes wird darin zu suchen sein, daß sie das Ziel ihrer Hingabe im Gegenwärtigen, in irgendeiner realen menschlichen Bindung sieht. Und dieses Ziel zeigt sich immer wieder in einer Erscheinungsform des Begriffs Vaterland.

Im Ausdruck aber verrät das Soldatische immer seinen Ursprung durch die Betonung des Handelns. Sein Ideal ist ein irdisches, freilich das höchste in irdischen Verhältnissen denkbare: einem solchen Ideal kommt man nur tätig näher, man dient ihm allein durch die Leistung. Die Betrachtung gilt nur als Vorstufe zur Tat. Ihr Wert liegt darin, daß sie zum Handeln vorbereitet oder zum Handeln antreibt. Wie beim Soldaten die schönsten Gesinnungen und die bravsten Gefühle erst dann achtenswert werden, wenn sie in der Beschwerlichkeit oder in der Gefahr ihre Auswirkung erwiesen, *so ist der Prüfstein für das soldatische Denken irgendeiner Gemeinschaft ganz einzig die Bewährung in schwerer Stunde.*

Dies ist zu beachten, daß es sich dabei nie um augenblickliche Aufraffungen, sondern immer um eine grundsätzliche und im Beharren sich bekundende Einstellung handelt. *Das Soldatische ist Haltung, nicht Aufwallung, ist Bereitschaft, nicht Erregung.* Der Enthusiasmus hat den allergeringsten Teil an ihm. Es wurzelt nicht im Gefühl, sondern in einer bewußten Erfassung der Existenz. Es ist im wahren Sinne Weltanschauung.

Der griechische Chauffeur im Krieg

Ich hab' ihn in Athen schon gekannt. Er hatte seinen Standplatz vor dem Klub von Athen, wo wir ihn oft verpflichtet hatten, um uns nach Penteli, nach Bulki oder Glyphada zu führen. Ein eigenartiger Typus, aber ein gutmütiger Mensch. Nur durfte man nicht darauf bestehen, daß er etwa die Geschwindigkeit ändere, wenn er über einen holprigen Weg fuhr. Da wurde er sofort ein anderer Mensch.

«Sie haben Ihre Arbeit, lassen Sie mich meine tun» hörte ich ihn sagen. — «Aber ein bißchen schneller, unglücklicher Mitso, damit wir eine Stunde früher ankommen.» «Wenn ich Gas gebe, kommen wir gar nicht an, aber wenn wir so fahren wie ich fahre, dann kommen wir etwas später an, aber gut.» — Du bestehst darauf. Er bleibt stehen, steigt herunter, macht die Tür auf und sagt: «Bitte fahren Sie selbst. Ich werde zu Fuß gehen. Nehmen Sie den Volant und fahren Sie so schnell Sie wollen.» — «Ach mein armer Mitso, mit Dir kann niemand diskutieren.» — «Du kannst diskutieren so viel Du willst, nur verlange nicht, daß ich ein Henker werde.»

Nun habe ich ihn wiedergefunden. Er hat einen Camion geführt, mit dem er unserm Heer Proviant und Munition nachbrachte.

«Da bist Du, Mitso?» — «Ja hier, mein Freund, was soll man machen. Jeder hilft dem Vaterland wie er kann.» — — «Geht's Dir gut?» — «Gut oder sehr gut, das gibt's hier nicht, Sie haben uns dazu gezwungen und siehst Du, die Unsern haben es ihnen dafür gezeigt. Ich komme oft gar nicht dazu, unsere Burschen mit Nachschub zu versehen. Sie verfolgen sie in wilder Jagd und dann kannst Du sie gar nicht mehr erreichen. Ich selber, wie Du siehst — und ein bitteres Lächeln spielt um seine Lippen — kämpfe nicht. Ich hab kein Glück. Ich verlade nur Lebensmittel und Munition.» — «Kränk Dich nicht, Mitso», wollte ich ihn trösten, «Du hast doch selber gesagt, daß jeder dem Vaterlande dient, wie er kann.» — «Freilich hab ich das gesagt, aber ich möchte doch gerne ein Gewehr packen.»

«Du kennst ihn?» fragte mich ein Offizier, der auf mich wartete. Er hatte mich von weitem beobachtet, als ich mit Mitso sprach. — «Von Athen her, ich war seine Kundschaft.» «Er ist der griechische Chauffeur.» — «Warum, was sind denn die andern?» — «Die sind Chauffeure. Der Mitso jedoch und viele andere wie er, die sind richtige griechische Chauffeure.» — «Aber welcher Unterschied besteht denn zwischen einem Chauffeur und einem griechischen Chauffeur, Herr Hauptmann?» — «Ein Chauffeur ist einer, der sein Auto führen kann. Ein griechischer Chauffeur wird der genannt, der zwar sein Auto gut führen kann, aber auch gleichzeitig den Mund zu halten versteht; Chauffeure, wie Du ja einsehen wirst, kennen alle Geheimnisse. Wo das Xte Korps ist, wo sich die ermüdete Division ausruht, wo wir unsere Batterien haben, wo unsere Verpflegungsmagazine sind usw. Sie haben eben eine solche Arbeit, daß sie alles erfahren müssen» — «Nun, und?» — Anstatt mir zu antworten, zeigte der Offizier mit seiner Reitgerte auf eine Aufschrift, die auf einem Lastauto aufgeklebt war: «Soldaten, gebt niemandem Auskunft, wohin ihr geht, von wo ihr kommt, in welchem Korps ihr dient. Der Spion hört überall.»

«Hast Du nun verstanden?» — «Sehr gut jetzt.» — «Deshalb schätzen wir den Mitso und die andern, die den Mund halten können. Deshalb müssen wir eine eigene Medaille stiften, für die Schweiger. Allerdings Dein Freund Mitso ist für die Tapferkeitsmedaille vorgeschlagen worden.» — «Bravo, warum denn? Hat er etwas Außerordentliches vollbracht?» — «Wenn Du ihn dazu bringst, etwas zu sagen, zahle ich fünf Flaschen Bier.» — «Und ich?» — «Du gar nichts. Der Mitso wird nichts erzählen.»

Nach zwei Tagen begegnete ich dem Mitso wieder. «Nun, mein Freund, wie geht's?» fragte er mich. — «Danke Mitso, gut. Ich habe Erfreuliches über Dich gehört. Gratuliere.» — «Was hast Du gehört? Haben die unsern sie wieder gejagt?» — «Das wird bald wieder kommen, wie Du richtig bemerkt hast. Versteht sich. Doch es handelt sich jetzt nicht darum. Ich spreche über Deine Auszeichnung» — «Sehr gut, keine andern Sorgen hast Du?» — «Warum, wer so kämpft wie Du, verdient auch belohnt zu werden.» — «Die schönste Belohnung für jeden Griechen ist, wie Du weißt, daß wir sie ins Meer werfen. Diese Auszeichnung werde ich von ganzem Herzen annehmen.» — «Sie werden sie ins Meer werfen. Aber was hast Du eigentlich vollbracht?» — «Ph, auch schon was, — das, was alle tun.» — «Das ist?» — «Ich lade Munition auf.» — «Von weit?» — «Wer zählt die Kilometer.» — «Von wo holst Du sie, Mitso?» — «Ich hole sie nicht, ich fülle das Auto damit an und fahre.» — «Wohin?» — «Die Front ist wie Athen, es gibt Straßen und Wege. Ich fahre irgendwohin und lasse sie dort.» — «Aber Mitso, hast Du zu mir kein Vertrauen?» — «Aber sehr viel Vertrauen. Ich lege meine Hand für Dich ins Feuer, wenn es sein muß, aber es gibt Dinge, über die man nicht spricht.» — «Auch nicht zu mir?» — «Auch nicht zu meinem Priester, der mir die Beichte abnimmt.» — «Ist es denn so wichtig?» — «Ich weiß nicht, aber es sind die Geheimnisse des Vaterlandes.» — «Gut, Mitso.» — «Nicht gut. Und ich bitte Dich, nicht böse zu sein. Versteh mich gut, ich schütze das Heer, wenn ich nicht spreche, das heißt mein Vaterland, meine Mutter, meine Kinder, meine Ehre, verstehst Du mich?»

«Hast Du gewonnen», fragte mich abends der Hauptmann, «hat der Mitso etwas erzählt?» — «Nein, sein Leben könnte ich haben, Informationen aber keine.» — «Hab ich Dir's nicht gesagt? Er ist der griechische Chauffeur!» — «Ich möchte aber wenigstens erfahren, was er gemacht hat, daß er eine Auszeichnung erhielt.» — «Geh zur Autodivision und dort wirst Du's erfahren.» — Und dort habe ich gelesen: «Weil er, obwohl ermüdet, da er 22 Stunden Train geführt hatte, es akzeptierte, ein überladenes Auto während eines Schneesturmes bis in die vordersten Linien zu führen, und dies, obwohl der Weg vom Feind beschossen wurde. Weil er, angelangt am Bestimmungsort, einen Großteil durch persönliche Mithilfe beigetragen hat, daß die Granaten bis zur Batterie gebracht wurden, wobei er die Granaten auf seinen Schultern hintrug und dadurch zur Anfeuerung der andern bedeutend beitrug.» — «Und so ein Mensch sollte etwas erzählen?» sagte ich dann zum Hauptmann. «Ich wußte, daß er nie etwas sagen würde, und ich wünsche nur, daß alle dem Mitso es nachmachen und so den Mund halten, wie er es tut.»